Luise Amalie, einer Schwester der Frau Friedrich des Großen, hatte die Huldigung der Armee empfangen, war von der gedankenlosen Menge mit Jubelpsalmen und schlechten Versen, mit Huldigungsadressen und Weihrauchwolken begrüßt. Und diese Wolken verschleierten schon wenige Tage nach seinem Heimgange das Andenken des großen Oheims.

Mirabeau ging in seinem Arbeitszimmer mit langen dröhnenden Schritten auf und ab. Sein Gesicht war stark geröthet, seine dunklen wilden Locken zitterten vor Erregung. Auf dem Divan saß der Baron von Nolde, ein Manuskript seines Freundes in der Hand, aber mehr auf dessen lodernde Worte hörend, als in dem Hefte lesend.

„Einer der größten Charaktere auf dem Thron ist dahin, der schönste Guß zerstört, den die Natur je geschaffen!" rief Mirabeau. „Seine Krankheit, die zehn Menschen an einem Tage getödtet haben würde, hat elf Monate ohne Unterlaß und ohne Aufhören gearbeitet, diesen Riesengeist zu ersticken — und doch mühen sich heute bereits zwei Drittel der Bevölkerung Berlins ab, zu beweisen, daß er ein gewöhnlicher Mensch gewesen sei und fast unter dem Durchschnittsmaß gestanden habe! O, wenn diese großen Augen, die nach dem Willen seiner Heldenseele Entzücken oder Entsetzen verbreiteten, sich noch einmal öffneten, würden sie den Muth haben, vor Scham zu sterben, diese erbärmlichen Schmeichler?!" —

„Was mich betrifft", fuhr er nach einer Pause mit ruhiger, fast wehmüthiger Stimme fort, „der ich ihn gesehen, mit ihm gesprochen habe und bis zum Grabe den süßen Ehrgeiz nähren werde, ihn interessirt zu haben — ich zitterte, mein Herz empörte sich bei dem Schauspiel, das Berlin am Todestag dieses Helden bot, der die Welt vor Staunen verstummen und vor Bewunderung jauchzen ließ! — Alles ernst beschäftigt, Niemand betrübt, kein Vermissen, keine Thränen, kein Lob! — Ich bewundere ihn als den wunderbarsten Mann, der je ein Scepter getragen, wenn ich auch darum viele seiner Regierungsmaßregeln nicht rühmen mag. Die Zeit wird's lehren, daß selbst ein Absolutismus seiner — der besten — Art, und wenn er durch das größte Genie getragen wird, in sich zu Grunde geht. Das Räderwerk der Maschine erlahmt, wenn der Geist und die Kraft dahin, die es von innen bewegten. Zu glauben, daß ein solcher Staat in seiner Größe von Dauer sei, ist ein großer, verhängnißvoller Irrthum, an dem dieses Land zu Grunde geht." —

„Und das Staunenwürdigste ist," nahm der Baron Nolde das Wort, „wie reißend schnell diese Fäulniß jetzt schon zu Tage tritt. Wie tief müßten diese Oberdichter und aufgebauschten Barbensänger des deutschen Volkes erröthen und sich vor Scham in ihre heiligen Eichenhaine verkriechen, wenn sie, wie wir, dem Schauspiel beiwohnten, das hier zur Zeit gegeben wird. Wo bisher der Wille des großen Königs allein und bis beinahe zur Stunde seines Todes regierte und seine Minister, die Carmer, Brandt, Dankelmann, die Zedlitz und Herzberg, Finkenstein und Schulenburg und wie sie heißen, kaum eine andere Arbeit mehr hatten, als seine Befehle zu expediren, da stehen Männer wie Bischoffswerder, Wöllner an der Spitze des Regiments. Wo vor des Verstorbenen Adleraange jeder leiseste Versuch, Einfluß auf seine Entschließungen zu gewinnen, zurückschrak, bemühen sich die jesuitischen Rosenkreuzer ganz offenkundig, mit Nekromantie, mystischen Formeln, pietistischen Einschüchterungen, selbst mit den Reizen der hochblonden häßlichen, aber aristokratisch und kirchlich gesinnten Gräfin von Voß, den Einfluß der alten Geliebten des Königs, der wunderschönen Wilhelmine Rietz zu verdrängen. Sie ist ihnen zu freisinnig, zu aufgeklärt, zu selbstständig, dem französischen Bündnisse zu geneigt und zu gefährlich, weil für die Entwickelung der freieren und feineren Geselligkeit und für die Annäherung der geistreichen Leute aus allen Ständen von unberechenbarem Einflusse."

Mirabeau blieb vor Nolde stehen und drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

„Sollte es die preußische Pompadour, diese märkische Roxolane, auch meinem weiberhassenden Freunde angethan und ihn in ihren Netzen gefangen haben?"

„Sie scherzen, Herr Graf, aber ich wünschte lebhaft, Sie lernten sich kennen. Es wäre ein Schauspiel für Götter, Sie Beide einander gegenüber zu sehen! — Und wer weiß, ob dann nicht, wessen Sie mich verdächtigen, Ihnen selbst passiren würde. Sie ist eine volle, herzlich gebaute Brünette, ihre Büste, ihr Nacken, ihr Arm ist von unübertrefflicher Schönheit und ich verdenke es dem Könige kaum, daß er sich von der wunderschönen Pracht dieser Glieder noch immer nicht ganz loszureißen vermag. Sie sollten nicht versäumen, sich dem Kreise anzuschließen, der sich in Charlottenburg und in ihrem Palais Unter den Linden um sie versammelt. Aber noch mehr. Mit der Rietz fällt das Bündniß mit Frankreich, mit der Gräfin von Voß und mit dem General Bischoffswerder kommt das Kabinet von Wien oben auf."

„O, dieser Bischoffswerder!" rief Mirabeau. „Wenn Friedrich der Große sehen müßte, daß dieser „Laubfrosch", wie er ihn nannte, sich seines Thrones ganz und gar bemächtigt hat und der neue König willenlos den Absichten und Zielen dieses Mannes beipflichtet! — Ich war bei ihm. Seine Verschlossenheit und Schlauheit, sein Mißtrauen gegen jede freie Regung des Geistes, ja, schon der schene Blick seines Auges, der dumpfe Ton seiner Sprache, der an die Atmosphäre des Grabes oder der Bedientengarderobe erinnert, machen mir den Mann in tiefster Seele verhaßt. Dieser bigotte dickleibige Falstaff, der trotz Allem unter dem Pantoffel seiner katholischen Frau, der früheren Gräfin Pinto steht — daß ich noch so thöricht war, ihn zu meinen Ansichten bekehren zu wollen!"

„Sie waren bei Bischoffswerder? — o ich bitte, erzählen Sie mir!" fragte der Baron gespannt.

Mirabeau setzte sich zu ihm in den Divan.

„Ich war bei ihm. Ich hoffte ihn zu bewegen, daß er den König günstig stimme für die Reformpläne, die ich diesem in dem ihm am Begräbnißtage seines Oheims überreichten Memoire, von dem Sie eine Abschrift in der Hand halten, vorgelegt habe."

„Und diese Pläne? — Theilen Sie sie mir in allgemeinen Zügen mündlich mit. Ich muß in einer halben Stunde nach Charlottenburg zur Rietz. Vielleicht finde ich Gelegenheit, sie über die Aufnahme dieser Pläne bei dem Könige auszuforschen."

„Gern", erwiderte Mirabeau, sich auf dem Divan bequem zurecht setzend. „Ich habe dem Könige vor allen Dingen gratulirt, daß er in dieser glücklichen Stunde auf den Thron gelangt ist, wo die Aufklärung die heiligsten und größten Ideen genügend vorbereitet hat und es nur eines raschen Zufassens bedarf, sich unter ihrer Aegide der Führerschaft Deutschlands und der alten Welt zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke sei es vor Allem nöthig, den Unterthanen die ganze Freiheit zu geben, wie sie dieselben nur immer zu ertragen vermögen und sich vor der Zuvielregiererei zu hüten. Als den einflußreichsten Schritt für die Reform in diesem Sinne empfahl ich ihm die Beseitigung der barbarischen Militär-Gesetzgebung und die Einrichtung einer Nationalgarde, welche dem germanischen Volksgeiste entspricht und die Quelle der Freiheit und des wahren Heroismus in sich trägt. Ich verlange ferner Freizügigkeit und die Genehmigung des Erwerbes auch adliger Grundstücke für Jedermann, so wie im Zusammenhange damit die Beseitigung der bevorzugten Stellung des Militärs dem Bürgerstande gegenüber, die Abschaffung der adeligen Vorrechte und die Beschränkung der Aristokratie, welche in monarchischen Staaten noch von größerer Gefahr ist, als in Republiken. Ich fordere Unabsetzbarkeit und feste Besoldung des Richterstandes aus der Staatskasse. Ferner schlage ich vor, öffentliche Arbeiter-Werkstätten auf Staatskosten zu errichten, damit, wer arbeiten kann und will, Gelegenheit zum Verdienst finde, wodurch der Werth und Nutzen eines arbeitsamen Lebens weiter in das Volk dringen und wohlthätiger wirken würde, als es durch Lehre und Unterricht geschehen kann. Der öffentliche Unterricht, die Freiheit der Presse, die unbeschränkte Toleranz in Glaubenssachen stelle ich als die Grundfesten einer Verfassung hin, wie sie unsere Zeit unbedingt verlangt und sich mit Blut und Eisen erobern wird, wo sie ihm nicht freiwillig gewährt werden. Endlich schlage ich vor, eine durchgreifende Reform des bisher befolgten Systems der politischen Oekonomie durch Verminderung der indirekten Abgaben bei gleichzeitiger Erhöhung der Grundsteuer und Beseitigung der Steuerfreiheiten jeder Art, Begünstigung des Transithandels, Befreiung der Industrie und des Handels überhaupt von jeder lästigen Bevormundung."

Baron Nolde war mit steigendem Interesse der Mittheilung Mirabeaus gefolgt.

„Ich bewundere Sie, Herr Graf," begann er, als jener geendigt. „Das preußische Volk, ganz Deutschland müßte Ihnen Denkmale von Marmor und Erz errichten, wenn es Ihnen gelänge, auch nur den vierten Theil Ihrer Vorschläge zu realisiren! Aber täuschen Sie sich nicht! — Meinen Sie ernstlich, an diesem Hofe mit den düstern Geistern, die hier umgehen, in der drückenden Atmosphäre, die hier herrscht, auch nur eine eingehende Aufmerksamkeit für Ihre Vorschläge zu erwecken?"

Mirabeau hatte die dunkeln Augen, die er während seiner Mittheilung zur Decke emporgerichtet, finster und starr zu Boden gesenkt.

„Ob ich Hoffnung hege, ob nicht," begann er mit leiser, tiefer Stimme, „ist ohne Gewicht. Mir genügt es, da jede andere Stimme schweigt, ohne Rückhalt und frei auszusprechen, was unsere Zeit von ihren Regenten zu fordern berechtigt ist, was fort und fort Tausende nach mir verlangen werden, wenn es mir nicht gelingen sollte, hier oder in Frankreich meine Pläne zu verwirklichen. Die Gewährung liegt nicht in meiner Hand. Wohl aber weiß ich gewiß, daß meine Hoffnungen einst erfüllt werden, wenn nicht mit freier Zustimmung der Monarchen, so gegen ihren Willen. In diesem Falle aber mögen sie die Verantwortung tragen für die Ströme unnütz vergossenen Blutes und das maßlose Elend ihrer Völker, das ihr thörichter Widerstand über die Welt bringt. Ich fordere viel, ich weiß es, aber ich betrachte mich als Wecker einer neuen Zeit und werde nicht müde werden, Fürsten und Völker wachzurufen, bis ich die Stelle finde, wo ich die Hebel ansetzen kann, um die Last des Vorurtheils, der Unterdrückung, des Dünkels, der Intoleranz in die Luft zu schnellen! — Ich kenne diese Last, — ich habe unter ihr gelitten, ich habe —"

Er hielt an. Die Thür öffnete sich langsam und Frau v. Nehra trat herein. Sie sah abgespannt und traurig aus und ihre bleichen Züge trugen unverkennbar das Gepräge eines Brustleidens, das sie in letzter Zeit Stunden und Tage lang an das Krankenbett gefesselt. Sie trug in der Hand einen silbernen Teller, auf welchem ein großes Schreiben lag. Sie präsentirte das Schreiben Mirabeau.

„Wenn ein König an Dich schreibt, Gabriel," sprach sie lächelnd, „so darf ich wohl den Kammerdiener machen —"

„Vom Könige, ein Brief vom Könige!" rief Mirabeau, überrascht aufspringend und das Schreiben rasch entsiegelnd. „Nun werden wir lesen, wie er meine Vorschläge aufnimmt."

Dann las er mit Anfangs leiser, dann aber immer lauterer Stimme:

Herr Graf von Mirabeau!

Ihr mit einem Memoire begleitetes Schreiben vom 17. d. Mts. ist mir übergeben worden. Ich bin Ihnen sehr verbunden, sowohl für die Aufmerksamkeit, mir das letztere zugestellt zu haben, als auch für die verbindlichen Sachen, welche Sie die Güte hatten, mir bei dieser Gelegenheit zu sagen. Seien Sie überzeugt, daß mir Alles, was von Ihnen kommt, Vergnügen macht. Ich bitte Gott, Sie in seinen gnädigen Schutz zu nehmen.

Berlin, 20. August 1786. Friedrich Wilhelm.

Mirabeau ließ die Hand, mit der er den Brief gehalten, langsam sinken, indem er den Baron und Frau v. Nehra eine Sekunde ruhig ansah. Dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus und warf den Brief verächtlich auf den Tisch.

„Wahrhaftig, Majestät, es hat Ihnen Vergnügen gemacht!" rief er mit schneidender Ironie. „Das ist lustig. Dinge, bei denen es sich um Bestand oder Untergang der Staaten, Wohl und Wehe der Völker handelt, haben Ihnen Vergnügen, ein armes unschuldiges Vergnügen, ein Amüsement für ein Viertelstündchen gemacht! — Vergnügen! — Ja, das ist der Angelpunkt, um den die Dinge hier am Hofe kreisen. Vergnügen oder nicht Vergnügen — ein Drittes giebt es nicht. — Aber, verzeihen Majestät, es dürfte die Zeit nahe sein, in der, was von mir kommt, Ihr königliches Wort zu Schanden machen und Ihnen schwerlich Vergnügen bereiten wird — sicherlich, die Zeit kommt!" —

Er warf sich aufgeregt in den Divan und Frau von Nehra ließ sich neben ihm nieder, ihn ruhig umfassend und ihren Kopf sanft an seine Brust lehnend.

„So habe ich mir's gedacht, Herr Graf gerade so, wie es geschrieben steht", sprach der Baron ernst. „Ich erinnere mich zufällig der Worte, mit denen der verstorbene König im verflossenen Jahre nach der letzten Revue in Schlesien von dem Minister Hoym Abschied nahm: „Lebe Er wohl, er sieht mich nicht wieder", sprach er. „Ich werde ihm sagen, wie es nach meinem Tode gehen wird. Es wird ein lustiges Leben bei Hofe werden. Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. Die Weiber werden regieren und der Staat wird zu Grunde gehen! — Das sagte der Mann, der sich selten in seinem Urtheil über Menschen getäuscht. Auch hier nicht. — Und was sagen Sie nun? — Was denken Sie zu ihm, Herr Graf?" —

Mirabeau sah eine Minute finster zu Boden.

„Ich war ein Thor, etwas anderes zu erwarten!" erwiderte er. „Meine Unterredung mit Bischoffswerder mußte mich darauf vorbereiten. Was ist zu erwarten von einem Manne, der Preußens Aufgabe darin setzt, daß es Gott allein diene und vor ihm groß sei, der die Steuerfreiheit des Adels und das Evangelium für ein und dieselbe heilige Sache hält? — Was ist zu hoffen von einer Regierung, die unter seiner und eines Wöllners allmächtiger Leitung steht, nur beschränkt durch die Launen eines wollüstigen schönen Weibes? — Ich will nicht länger zu der Rolle des Thieres verdammt sein, die schmutzigen Krümmungen einer Regierung zu durchkriechen, die sich jeden neuen Tag durch eine neue Kleinlichkeit und Unwissenheit bezeichnet. — Dieses Preußen ist die Fäulniß vor der Reife! — Ich kehre nach Frankreich zurück."

„Nach Frankreich — o nach Frankreich!" rief Frau von Nehra jubelnd und mit ihren schönen Armen ihn fester umschlingend. „O, dieses helle Wort giebt mir Licht, Genesung in diesem traurigen Lande wieder!"

„Ja, nach Frankreich, meine Theure! Mein Enthusiasmus ist nicht kalt geworden trotz der Abweisungen, die ich erfahren, mein Herz ist nicht todt. Ich halte den Tag für einen Festtag, an dem ich wieder den Boden meines Vaterlandes betrete. Ich weiß, was ich dort finde, weiß, daß auch dort die innere Triebkraft des Staates und der Kirche welk und abgestorben ist, daß das Blut in allen Adern des Verwaltungsgerichts und Kirchenwesens stockt, daß die Disciplin der Armee durch Maitressen-Generäle bis zur Auflösung gelockert und die politische Gleichheit durch das Scepter des königlichen Despotismus erdrückt ist; daß die rasende Vergeudung von oben und die bitterste Noth von unten sich zum unlösbaren Gegensatz gestaltet und der gutmüthige König trotz besten Willens, ohne Festigkeit, ohne Energie, solchen Zuständen gegenüber ohnmächtig ist."

Schluß folgt.

---

sehen konnten und fast bei jedem Schritte über Steine, Balken, Telegraphendrähte u. s. w. stolperten. Dabei begegneten wir fortwährend barhäuptigen, nothdürftig bekleideten oder fast nackten menschlichen Gestalten, die zum Theil vor Entsetzen dem Wahnsinne nahe zu sein schienen. Alle diese Leute suchten instinctiv nach den offenen Plätzen zu gelangen, da sie sich nur dort noch vor der Gefahr, von einem einstürzenden Hause erschlagen zu werden, sicher fühlten. Hier und da bemerkte man auch undeutlich die Umrisse eines auf der Straße liegenden menschlichen Körpers, aber bei der wilden Flucht hielt sich Niemand auf, um nachzusehen, ob es ein todter oder ein lebender Körper war.

„Da plötzlich dringt Licht durch den Kalknebel. Das Licht wird immer stärker, und gleich darauf ertönt der Schreckensruf: „Feuer!" Ein zweiter Erdstoß ließ die fliehenden Menschen einige Secunden alles Andere vergessen, und nachdem die Wirkungen des Stoßes vorüber waren, fühlte man momentan ein Gefühl der Erleichterung, da man einer neuen Gefahr entgangen war. Dann aber stolperte und tastete man sich weiter und weiter, um einen sicheren Platz zu erreichen, mitten durch Schaaren jammernder, schreiender, stöhnender, betender, um Hülfe rufender menschlicher Wesen. Die Schreckensscenen werden Jedem, der sie mit erlebt hat, unvergeßlich sein, aber beschreiben kann sie Niemand. —

„Der erste Stoß begann 7 Minuten vor 10 Uhr. Dies sah man später an den Thurmuhren, welche sämmtlich zu dieser Zeit stehen geblieben waren. Der zweite Stoß, der nur schwach war, erfolgte acht Minuten später. Unterdessen hatte das Feuer um sich gegriffen, und die an mehreren brennenden Gebäuden emporzüngelnden Flammen beleuchteten von allen Seiten mit düsterem Scheine die Stätte der Verwüstung. An vier Stellen, in verschiedenen Stadttheilen sah man das verheerende Element sein Zerstörungswerk ungehemmt fortsetzen, aber so groß waren die Angst und das Entsetzen der unglücklichen Bewohner, daß im ersten Augenblicke Niemand daran dachte, diese neue Gefahr zu bekämpfen. Man schickte sich mit stumpfer Resignation in den Gedanken, daß nun die ganze Stadt in Rauch aufgehen würde. Namentlich die Neger schienen an nichts Anderes mehr zu denken, als daran, ihren Frieden mit dem Himmel zu machen. Sie beteten und sangen, ohne sich um das, was um sie her vorging, weiter zu kümmern. Rang- und Klassenunterschiede konnte man in der verhängnißvollen Nacht nicht mehr. Man konnte viele Beweise edler Menschenliebe von Herren gegen Diener, Herrinnen gegen Dienerinnen sehen, — wenigstens ein Trost im Unglück. Nachdem man sich vom ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte, machte man sich an die Rettung Verunglückter, während die Feuerwehr die Flammen (mit ziemlich raschem Erfolg) bekämpfte. Es ist geradezu unmöglich, die Zahl der zerstörten und beschädigten Gebäude anzugeben. Man kann sagen, daß nur wenige Häuser in der Stadt unversehrt geblieben sind. Eben so wenig läßt sich jetzt schon die Zahl der Todten und Verwundeten feststellen. Nach den letzten Schätzungen sind mindestens 30 bis 40 Personen getödtet und über 100 mehr oder minder gefährlich verletzt. Drei Viertel der Stadt liegen in Trümmern und der Gesammtschaden dürfte wohl acht bis zehn Millionen Dollars betragen. Es waren zur Zeit wenige Schiffe im Hafen, und unter diesen wenigen ist nicht ein einziges beschädigt worden. Ueberhaupt wurde das Wasser im Hafen durch die Erdstöße nicht im mindesten erregt, obwohl alle Stöße aus südwestlicher Richtung gekommen waren."

Dieser drastischen Schilderung ist wenig mehr anzufügen. Im Augenblick ist die Zahl der Todten noch nicht festgestellt, doch wird sich dieselbe wohl auf 40 bis 50 belaufen; der angerichtete Schaden an Eigenthum wird verschiedentlich auf zwischen 5—10 Millionen Dollars taxirt, doch glaubt man im Allgemeinen, daß die kleinere Zahl der Wahrheit am nächsten kommt. C. A. Hoothumb.

Rebhuhn und — Schwiegermutter.

(Eingesandt von einem Chemnitzer Stammtisch.)

Vor einiger Zeit ging folgendes Gedicht durch die Zeitungen:

„Ist gelb das Bein des Huhns, gleich der Citrone,
So ist's von diesem Jahre zweifelsohne,
Doch rechne davon zwei auf einen Kopf —
Sie werden Dir gar sehr gering im Topf!
Das Huhn mit Beinen gelb wie Apfelsine
Vor Allem Dir zum saft'gen Braten diene.
Bei hellem, grauem Beine laß Dir rathen,
Ein halbes Stündchen länger es zu braten.
Scheint dunkel schon des Hühnerbeines Grau,
So kocht's vor'm Braten erst die Junge Frau.
Blaugraue Beine, Schnabel beinah' weiß,
Rings um die Augen ein hellrother Kreis —
Laß ab! umsonst sind Speck und Fett und Butter,
Derart'ge Hühner schenk' — der Schwiegermutter!"

Dieser Rath scheint einem streitbaren Schwiegersohn nicht zu passen. Selber essen macht fett, denkt er und belehrt die Gourmands über den Werth der alten Rebhühner in folgender origineller Weise

Willst Du die alten Hühner Deiner Schwiegermutter schenken
So wäre dies Dir dann nicht zu verdenken,
Wenn so wie junge Hühner Du sie wolltest braten,
Denn zäh und hart und trocken würden sie gerathen.
Doch, lieber Freund, sei nicht so rasch mit dem Verschenken!
Ich rathe Dir, das Eine reiflich zu bedenken:
Kannst Du die alten Hühner selbst verzehren,
Warum sie Deiner Schwiegermutter dann verehren?
Und daß Du's kannst, das will ich Dir beweisen:
Du sollst die ältsten Hühner mit Genuß verspeisen,
Wenn meinen Rath Du nur befolgen wirst —
Kein besseres Gericht verspeist der Fürst.
Besitzt Du Hühner, die zum Braten nicht mehr taugen,
Weil blau die Tritte, rothbekränzt die Augen,
Der Schnabel weiß und graumelirt der Kopf,
So mache Dir dazu noch einen „Hühnertopf."
Kennst Du den nicht? Wohlan! Ich bin zu Nutz und Frommen
Der sämmtlichen Gourmand's zu dem Entschluß gekommen,
Euch ein Geheimniß jetzo zu entdecken
Darnach Ihr alle Eure Finger werdet lecken!
Die alten Hühner, welche Du bislang verachtest,
So sehr, daß Du der Schwiegermutter sie vermachtest,
Die laß von Deiner Köchin jetzo präpariren
Genau, als wollte sie zum Braten sie serviren.
Sie nimmt nun einen Topf von ird'nem Gut,
Auf dessen Boden sie zuvor genügend Salz schon thut,
Und packt die Hühner Schicht auf Schicht hinein,
Gießt darauf dann 1/8 Essig und 2/8 Wein.
Nun nochmals Salz und Pfeffer dran gethan,
Auch eine Scheibe magren Speckes opfre man,
Und lege Poree, Sellerie, Zwiebeln, Wurzeln, dünn geschnitten, oben drauf.
Dann passe man dem Topf genau den Deckel auf,
Damit derselbe aber wirklich luftdicht schließt
Und von der Sauce zu nichts überfließt,
Deckt man zuletzt das Ganze noch in Ruh'
Mit einem Ueberzug von Brotteig zu.
Wenn nun der Bäcker backt, so gehe hin und bitte,
Daß er den Topf postire in der 1 rote Mitte;
Der Topf, der 4, 5 Stunden in dem Ofen war,
Ist nun zugleich auch mit dem Brote gar.
Kalt wird er dann zu jeder Tageszeit gegessen,
Doch darfst Du Remouladen-Sauce nicht vergessen,
Dann ist es aber ein vorzüglich Futter
Und viel zu gut für Deine Schwiegermutter.

Für den redactionellen Theil verantwortlich: Franz Göhe in Chemnitz. — Druck und Verlag von Alexander Wiede in Chemnitz.